

# Emil Staigers Schiller-Werk

Autor(en): **Häny, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **47 (1967-1968)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161986>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Emil Staigers Schiller-Werk

ARTHUR HÄNY

## *Entgegensetzung*

«Friedrich Schiller» heißt kurz und bündig das Buch, das Emil Staiger im Frühjahr 1967 im *Atlantis-Verlag* veröffentlicht hat. Eine Biographie hat niemand von ihm erwartet; viel eher eine «chronologische Folge von Interpretationen», wie er sie in seinem dreibändigen Goethe-Werk geboten hat<sup>1</sup>. Doch Emil Staiger ist, um seines Gegenstandes willen — falls man den «herrscherlichen» Schiller jemals als einen Gegenstand bezeichnen darf —, auch darüber hinausgegangen. Er ist vorgestoßen zu einer höchst souveränen und kühn zusammenfassenden Gesamtbetrachtung des Phänomens. Ich möchte sie als eine Strukturanalyse bezeichnen.

Daß Schiller von Grund auf antithetisch gedacht und geschrieben hat, weiß jeder. Und doch bezweifle ich, daß dieses theoretische Wissen in der Schiller-Forschung jemals so evident in Erkenntnis umgesetzt worden ist wie hier. Staiger versichert sich zunächst des Gesetzes, nach welchem Schiller angetreten ist. Und dann geht er daran, das ganze Dasein des Dichters auf dieses Gesetz zurückzuführen, im ganzen Werk es aufzuzeigen — zugriffig, aber mit Umsicht und ohne Gewalttätigkeit.

Antithese, zu deutsch Entgegensetzung, heißt dieses Grundgesetz. Kein Mensch war nämlich ungeeigneter als Schiller, seine eigene Person und die ihn umgebende Welt als eine Einheit aufzufassen. Wie der Kiel eines Schiffes das Wasser in zwei Teile schneidet, so zerschneidet Schiller die Welt in Subjekt und Objekt, in Form und Stoff, Freiheit und Notwendigkeit: wobei dann jedesmal das erstere über das letztere zu herrschen hat. Diese Antithetik verfolgt ihn mit der Schärfe eines Komplexes. Es ist ihm kaum je gegeben, einem Du sich anzuvertrauen, sei dieses Du nun ein Mitmensch, eine Stimmung, eine Landschaft, ein glücklicher Augenblick. Schiller kennt die Gnade nicht, sich selber aufzugeben. Gerade auf das Ich-Selber kommt es ihm an. Alles, was ihn umgibt, sind Dinge, die es zu beherrschen gilt: Personen, Situationen, ja selbst die Sprache und der eigene Körper. Alles das ist im Grunde genommen Materie, über die der Geist, das Ich, triumphieren soll. Allen dinglichen und sinnlichen Bereichen begegnet Schiller

mit Mißtrauen, oft mit Verachtung. Kein Wunder, daß er in diesem Erdenleben wie in einer Fremde wohnt. Man kann seine Haltung eine Verkrampfung nennen; aber was hat er aus dieser Verkrampfung gemacht!

### *Von der Überwältigung zur Bewältigung*

Emil Staiger entwirft den Grundriß in den zwei gegensätzlichen Kapiteln «Fremde des Lebens» und «Freiheit». «Fremde des Lebens» entwirft die grundsätzliche Einsamkeit Schillers. Dieser außerordentliche Mensch war so sehr auf sich selber zurückgeworfen, daß ihm die äußere Sinnenwelt, ja das Erdenleben als solches oft wie ein Hades erschien. Charakter oder Schicksal? kann man da wieder einmal fragen, um zuletzt zu bemerken, daß beides dasselbe ist. Schillers Charakter war zweifellos herrisch, und er trachtete zunächst die Spaltung zu überwinden, indem er die Außenwelt an sich riß. Und das Schicksal antwortete entsprechend: es schlug ihn in den früheren Jahren mit Not, in den späteren mit furchtbarer Krankheit.

Franz Moor, Fiesco, Ferdinand — sie alle trachten, jeder auf seine Weise, nach Herrschaft. Sie wollen das, was ihrem tumultuösen, großen Ich entgegensteht, überwältigen oder vernichten. Denn dieses Ich kennt nichts als sich selber. Emil Staiger zeigt überzeugend, wie es, beim jungen Schiller, moralisch indifferent ist, wie es jederzeit aus dem Heldischen ins Verbrecherische umschlagen kann. Es geht nur um Größe, um Herrschaft. In diesem Sinne ruft Ferdinand: «Das Mädchen ist mein! Ich einst ihr Gott, jetzt ihr Teufel!» — Ebenso tumultuös gebärdet sich das absolute Ich in der frühen Lyrik, in den Laura-Gedichten zum Beispiel, wo die Geliebte kaum je als Gegenüber in Erscheinung tritt, sondern einzig und allein der Anlaß ist zu des Liebenden «wütendem Entzücken».

Die primitivste Methode, die Entgegensetzung zu überwinden, ist also die Überwältigung oder, wie Staiger es nennt, der Terror. Eine differenziertere Methode ist die Taktik. «Wenn sich das Widerspenstige, Spröde, Träge nicht überwältigen läßt, so kann es vielleicht mit irgendwelchen Künsten gewonnen, überredet oder mit List herumgebracht werden. Der Impetus des Stürmers und Drängers weicht einer Planung auf weite Sicht, die grandiose Gebärde der Taktik<sup>2</sup>.» Die Taktik, ebenso wie der Terror, werden als konstituierende Grundelemente erkannt. Schillers Taktik zeigt sich als Diplomatie im Umgang mit Menschen, als Einberechnung der Zeit und der Umstände in der Publizistik, als Lebensplanung und was dergleichen mehr ist.

Größe im Innern, Herrschaft nach außen: beides basiert auf der unüberwindlichen Trennung von Subjekt und Objekt. Es gehört zu Schillers Tragik, daß er aus der Entgegensetzung auch dann nicht herauskam, als

er ihre Problematik einzusehen begann. Die Jahre 1790 und 1791 dürften die entscheidenden gewesen sein: das Glückseignis der Heirat mit Charlotte von Lengefeld, der Ausbruch der Lungen- und Brustfellkrankheit, das Studium der Kantischen Philosophie.

Staiger führt aus, daß Charlotte, als einzige Frau im Bannkreis Schillers, die Aura der Anmut trägt. Er zeigt, wie hier das Gegenüber endlich einmal ebenbürtig werden möchte, wie eine homerische Objektivität in den Gedichten jener Rudolstädter Tage sich anzudeuten beginnt. Auf Charlotte lassen sich zwanglos die folgenden Sätze aus dem fünfundzwanzigsten Brief «Über die ästhetische Erziehung» anwenden: «Die Schönheit ist also zwar *Gegenstand* für uns, weil die Reflexion die Bedingung ist, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber ist sie ein *Zustand unseres Subjekts*, weil das Gefühl die Bedingung ist, unter der wir eine Vorstellung von ihr haben<sup>3</sup>.»

Die Subjekt-Objekt-Spaltung scheint also eine Weile lang aufgehoben zu sein. Dann schlägt die strapazierte Physis zurück, schlägt den Dichter mit tödlicher Krankheit. Gleichzeitig tritt die Kantische Wendung ein. Das Interesse am «großen» Individuum, sei es nun heldisch oder verbrecherisch, erlischt. Das Individuelle kann jetzt Schiller nur insofern noch interessieren, als es übereinstimmt mit den Interessen der Gattung, das heißt: des ganzen Menschengeschlechtes. Schiller beugt sich dem Kategorischen Imperativ. Er verlegt die Idee der Freiheit von außen nach innen zurück. Diese Wendung ist endgültig und erfolgt «der wachsenden Einsicht gemäß, daß jeder, der Freiheit in Anspruch nimmt, auch anderen Freiheit gönnen muß»<sup>4</sup>.

Weil aber Kant auch selber ein antithetischer Geist ist, so verfestigt sich nun in Schiller die Entgegensetzung einmal für allemal, wenn auch auf verfeinerte Art. Freiheit besteht nicht mehr darin, daß man tumultuös in die Außenwelt eingreift und sie zu verändern sucht — sondern darin, daß man sie sich selber überläßt und sich stoisch ins eigene Innere zurückzieht wie in eine uneinnehmbare Festung. Man löst sich los von Erfolg oder Mißerfolg und betrachtet, vom Turme der «autonomen Vernunft» herab, das inkommensurable Getriebe der Sinnenwelt. Der Dichter hat es aufgegeben, das Nicht-Ich überwältigen zu wollen; er will es nur noch bewältigen, geistig. Der Klassiker kündigt sich an.

### *Schiller — ein Wirkungsdichter*

Es gilt jetzt, Fabeln zu schaffen: Handlungsabläufe, die beim Leser oder Zuschauer Anteilnahme erwecken, Furcht oder Mitleid, und ihn doch zuletzt in die Freiheit entlassen. Diese Fabeln können Balladen sein oder, vor allem, Theaterstücke. Wie ist nun Schillers Theater zu interpretieren?

Man hat immer gesagt, Schiller sei ein idealistischer Dichter. Aber man hat den Ausdruck zu äußerlich verstanden. Er operiert zwar mit Ideen, aber er identifiziert sich nicht mit ihnen. Diese Erkenntnis mit aller Klarheit erarbeitet und dargelegt zu haben, ist eines der größten Verdienste von Staigers bedeutendem Buch. Solange man nämlich den Dichter auf seine «Ideen» festlegt, schaut nichts heraus als eine Überfülle von Widersprüchen und Verwicklungen. «Wie stimmt im ‹Gang nach dem Eisenhammer› die Vorsehung über Fridolin und die prompte Bestrafung des Bösewichts zu der uns aus den prosaischen Schriften und manchen Gedichten bekannten pessimistischen Auffassung des Weltlaufs? Oder das Vertrauen auf das Gericht, das Ibykus' Mörder ereilt, zu der so oft bekundeten Überzeugung vom Unrecht in der Geschichte? Oder, im ‹Ring des Polykrates›, die begründete Angst vor dem Neid der Götter zu dem in der hohen Schule von Kants Kritik erworbenen Gottesbegriff<sup>5</sup>?»

Die Widersprüche wären unauflöslich, wenn uns Staiger nicht geradewegs hinführte zu der Erkenntnis, daß die Ideen gewissermaßen taktisch eingesetzt sind: eingesetzt mit Rücksicht auf die historischen oder philosophischen Voraussetzungen des jeweiligen Stoffes. Die Idee vom Neide der Götter steht einem Gedicht an, das in der Welt der alten Griechen spielt. In einer Ballade erfreut «die prompte Bestrafung des Bösewichts»; eine historische Abhandlung dürfte zu anderen Resultaten führen. Und so durchwegs. Schiller läßt sich nicht, wie Kleist oder Hebbel, auf seinen Ideen behaften; sein souveränes Selbst, seine «Formkraft», schaltet und waltet auch mit ihnen nach freiem Ermessen.

Niemand wird glauben, der Dichter neige zum Katholizismus, weil Mortimer hingerissen vom päpstlichen Rom spricht oder Maria Stuart in erhabener Fassung die Absolution empfängt. Ebensowenig darf man aus dem «Tell» geradewegs ein Bekenntnis zur Demokratie herauslesen. All diese Dinge sind zunächst einmal dem Zweck des Theaters dienlich. Entgegen der landläufigen Auffassung predigt Schiller keine Moral, sondern er schreibt Theater, und da bezeugt er denn allerdings eine beträchtliche Lust, uns auf- und abzuwerfen, mit unseren Affekten zu spielen.

Wirkt diese Erkenntnis ernüchternd? Distanzieren wir uns von einem Dichter, der unsere Furcht und unser Mitleid nur gleichsam am Gängelband führt? Ich glaube kaum. Gerade darin bewährt sich der eigentliche Theaterdichter, der es in erster Linie auf Wirkung abgesehen hat. Schillers sittliche Gesinnung ist im übrigen über alle Zweifel erhaben, auch wenn wir sie ihm nicht jeden Augenblick von den Lippen ablesen können. Denn er reißt uns ja nur durch die Affektabstufungen, Krisen und Katastrophen hindurch, um uns zuletzt über all das hinauszuhoben. Das allerdings ist seine letzte und gültige Idee. Wir werden in das Schauspiel des Theaters, als in eine Welt des bloßen Scheines, hineingeworfen, damit wir am Ende

auch von dem größeren, immerwährenden Schauspiel, der Wirklichkeit, Distanz gewinnen. Denn nur in der Konzentration auf das Selbst, auf die autonome Vernunft, verbürgt sich die Menschenwürde.

### *Schiller und wir*

Emil Staiger hat, bei aller Umsicht und Genauigkeit, ein souveränes Buch geschrieben, wie es seinem Gegenstande gemäß ist: ein Buch, das uns gleich auf den richtigen Standpunkt stellt. Es enthebt uns der überlebten weltanschaulichen Erörterungen, es gibt uns einen Schiller aus dem Gesetze selbst, nach welchem er angetreten ist. Bei aller Verehrung und Ehrfurcht bleibt sich Staiger doch auch gewisser Fragwürdigkeiten des Dichters bewußt. Denn etwas Fragwürdiges liegt schon in seiner allzugesprägten, allzu typisierenden, sentenziösen Sprache. Darin zeigt sich jener «Überschuß an Selbsttätigkeit», von welchem Wilhelm von Humboldt gesprochen hat, die allzuharte Unterwerfung des Objektes Sprache unter den wollenden, gestaltenden Geist. Innigkeit, verhaltene oder verzaubernde Klänge sind anderen Dichtern vorbehalten geblieben. Sie sind unvereinbar mit der Entgegensetzung. «Denn Schiller bringt die Schlagkraft seiner geflügelten Worte ja nur heraus, indem er die Aura, von der die Dinge für einen zarter gestimmten Sinn umflossen sind, kaum beachtet oder sogar mit Wissen und Willen auslöscht<sup>6</sup>.»

Wie sollen *wir* uns stellen zu einem so eigenartigen und unwiederbringlichen Phänomen? Weder der Spott der Frühromantiker noch die pflichtschuldige Schulverehrung des neunzehnten Jahrhunderts werden offenbar der Sache gerecht. Schiller bietet insofern ein höchstes Beispiel von Freiheit, als er auch das, was er aussagt, noch hinter sich läßt. Er dichtet nicht so sehr um der einzelnen Aussage willen; viel eher darum, weil ihm das Dichten ein freies Schalten und Walten erlaubt — was ihm das Leben auf dieser Erde überhaupt erst lebenswert macht.

Schiller trachtet danach, das Individuelle im Allgemeinen aufgehen zu lassen und allgemeingültige Fabeln zu schaffen, allgemeingültig insofern, als sie uns, durch Furcht und Mitleid hindurch, zuletzt in die Freiheit setzen. Die Frühromantiker dagegen lieben das Experiment, das Abwegige und Interessante. Ihre Individuen können nicht individualistisch genug sein. So bleiben sie unverbindlich für eine Gemeinschaft; aber gerade diese Unverbindlichkeit hat dann in der modernen Dichtung gesiegt. Die Gefahren liegen auf der Hand. Denn wenn sich das Publikum in keiner Weise mehr in seinen Dichtern erkennt, wenn es sich also diesen Dichtern durchaus nicht mehr anschließen kann, dann droht es sich irgendwelchen Rattenfängern anzuschließen, politischen oder religiösen Propheten, die zu oft

nur im Trüben fischen. Emil Staiger legt am Schluß seines Buches den Finger auf diesen wunden Punkt, und er tut gut daran.

Schiller hat eine höchste menschliche Möglichkeit im Auge: er ermutigt uns, «die Angst des Irdischen» abzuwerfen, uns über uns selbst zu erheben und uns jenes Geistes zu versichern, der nicht von dieser Welt ist. An dieser erhabenen Konzeption hält er fest, durch alle Stürme der Not und Krankheit hindurch, bis ans Ende. Aber welche Konzeption haben denn diejenigen modernen Dichter, die im Tiefenpsychologischen, im Absurden oder Obszönen wühlen? Wie glauben sie damit der Gesellschaft ein Licht aufzustecken? Oder liegt etwa der Weg so klar vor uns, daß wir keines Lichtes bedürften?

Die Dichter handhaben die Sprache, und Sprache ist immer auch Aussage, Mitteilung. Sie ist das Medium, darin sich Menschen verständigen oder entzweien. So kann sie auf die Dauer nicht unverbindlich bleiben. Und so auch die Dichtung. Sie hilft uns leben, oder sie verleidet es uns. Auf jeden Fall ist sie mitverantwortlich für das Ganze. Wie ist es möglich, über so fundamentale Dinge hinwegzusehen?

<sup>1</sup>Vorwort, S. 9. <sup>2</sup>Kapitel «Taktik», S. 126. <sup>3</sup>S. 187. Charlotte von Lengefeld könnte also, etwas überspitzt, der einzige «vollkommene Gegenstand» im Leben Schillers genannt werden. <sup>4</sup>S. 73. <sup>5</sup>S. 164/165. «Pessimistische Auffassung des Weltlaufs» liegt zum Beispiel vor im Gedicht «Die Worte des Wahns». <sup>6</sup>S. 181.